

Mein Jerusalem – Herzstück im israelisch-palästinensischen Konflikt

von Judith Bernstein¹

Nachdem wir vom jüdischen Staat – der Vorstellung eines ethnisch homogenen Gemeinwesens – gehört haben, möchte ich etwas zu meiner Geburtsstadt Jerusalem sagen, die ja das Herzstück dieses „jüdischen Staates“ ist. Allerdings möchte ich Ihnen keine Details vortragen, die Sie auch der Presse entnehmen können, sondern einen persönlichen Bericht über meine Geburtsstadt Jerusalem geben. Denn ich glaube, dass meine eigene Geschichte zum Teil die Geschichte der Stadt bis zum heutigen Tag widerspiegelt.

Ich bin noch vor der Gründung des Staates Israel geboren, also im britischen Mandatsgebiet Palästina. Rehavia, das Viertel, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, ist in den 1920er Jahren nach dem europäischen Vorbild einer Gartenstadt von deutsch-jüdischen Einwanderern aufgebaut worden. Meine Eltern sind Mitte der 1930er Jahre aus Deutschland nach Palästina geflohen, nachdem sie kein anderes Land aufnehmen wollte. Sie waren weder religiös, noch waren sie Zionisten, und bestimmt kamen sie nicht mit der Absicht an, die Araber – wie man damals sagte – zu vertreiben.

Vielmehr mussten sie fliehen, um ihr Leben zu retten. Meine Großeltern sind in Erfurt geblieben und wurden von dort nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Auch wenn wir Kinder und vor allem natürlich die Eltern von dieser Geschichte geprägt waren, so spielte sie nach der Gründung Israels keine so große Rolle. Man war mit dem Aufbau des jungen Staates beschäftigt. Dass um die

¹ Formalisierte Fassung des Vortrags am 21. November 2014 in Bonn im Rahmen eines mehrteiligen Symposiums „Christen, Juden, Muslime“.

Staatsgründung 1948 ein neues Unrecht geschehen ist, wissen wir inzwischen.

Jerusalem war damals eine kleine gemütliche Stadt, wo jeder jeden kannte. Die „andere Seite“ hingegen war uns fremd. Der berühmte Satz der späteren Premierministerin Golda Meir aus den späten 1960er Jahren „*Es gibt keine Palästinenser*“ spiegelte unsere Wahrnehmungen wider. Praktisch war die Stadt durch eine Mauer mit dem berühmten Mandelbaumtor geteilt. Dort lebten „*die bösen Araber*“. Wir kannten sie nicht, und dasselbe galt auch umgekehrt.

In einem Interview mit Uri Avnery berichtet der 1955 in der Altstadt geborene Islamwissenschaftler Nazmi al-Jubeh über die Jahre bis 1967:

„Unser Leben, unsere Welt als Stadtkinder war absolut begrenzt von Mauern. Alles außerhalb der Mauern interessierte uns nicht. Als Kinder wussten wir nichts über den israelischen Teil; wir wussten nur etwas von der arabischen Stadt.“

Und zu West-Jerusalem:

„Das waren die Feinde, die Unmenschen, die Leute mit so vielen Vorurteilen, das waren die Bösen und Schwachen, die wir irgendwann von der Karte ausradieren würden.“

Mein Elternhaus

Wie gesagt: Jerusalem war geteilt, und wir arrangierten uns im westlichen Stadtteil. In den Ferien fuhren wir entweder nach Tel Aviv oder in eine andere Küstenstadt, später manchmal auch nach Europa. Die arabischen Länder waren ein unerreichbares Ziel.

Im Gegensatz zu den meisten jungen Israelis hatte ich durch das Sportgeschäft meiner Eltern Kontakt zu christlichen Arabern, die 1948 in Israel geblieben waren. Leider sind sie später vor allem in die USA ausgewandert, da sie hier für sich keine Zukunft sahen. Damit war auch meine Verbindung zu Arabern beendet. Die Unterscheidung zwischen diesen und den Arabern „auf der anderen Seite“ konnte ich mir nie erklären. Zwar begegneten wir im Galiläa, in Akko oder in Jaffa und Drusen in der Nähe von Haifa und Beduinen im Negev, die bis 1965 alle unter Militärverwaltung standen. Doch waren sie alle in unserem Alltag nicht präsent.

Was die Flüchtlinge von 1948 betraf, so wurde uns erzählt, dass sie alle geflohen seien, von Vertreibung war keine Rede. Über ihr Schicksal hat sich niemand Gedanken gemacht – es wurde nie gefragt, wohin sie gingen und was aus ihnen wurde. Israel war sich seiner Verantwortung für die Flucht oder die Vertreibung nie bewusst, denn – wie es hieß: Sie waren selbst an ihrem Schicksal schuld.

Diese Meinung herrscht bis heute trotz der Erkenntnisse der „neuen Historiker“ um Simha Flapan, Benny Morris, Tom Segev und Ilan Pappé. Zwar haben ihre Recherchen zu heftigen Diskussionen unter Intellektuellen geführt, haben aber weder die politische Klasse noch die Mehrheit der Bevölkerung erreicht. Das gleiche galt für die über 500 Dörfer, die zerstört wurden.

Auf dem Weg von Jerusalem nach Tel Aviv fuhren wir an Lifta vorbei und bewunderten die schöne Landschaft. Am Shabbat fuhren wir nach Beit Shemesh, um Blumen zu pflücken. Unsere Toten wurden auf dem Friedhof Givat Shaul begraben, das an das Gelände von Deir Jassin, wo im April 1948 vor allem Kinder, Frauen und alte Männer getötet wurden. grenzt – niemand fragte nach den Einwohnern dieser Dörfer, es war die vollständige Verdrängung. Auf die Frage, wie die Israelis an die schönen arabischen Häuser in

Talbiye kamen – der schönste Teil Westjerusalems – erhielt man die Antwort, dass man in einen Fonds zugunsten der ehemaligen Bewohner einzahle. Ich bin davon überzeugt, dass kein Palästinenser je einen Cent erhalten hat.

Im Gegensatz zu den meisten Freunden, die heute zur Friedenszene gehören, stamme ich nicht aus einer kommunistischen Familie, sondern mein Elternhaus war sehr liberal. Mein Vater wurde im Krieg 1948 in Jerusalem schwer verletzt; ihn traf eine Kugel ins Herz, und eine Operation hätte ihm das Leben kosten können. Vielleicht hing die Toleranz auch damit zusammen, dass meine Eltern aus Deutschland kamen. Bekanntlich waren es deutsche Juden wie Martin Buber, Ernst Akiva Simon und Gershom Scholem, deren Bücher man las und die in unserer Nachbarschaft wohnten. Frühzeitig plädierten sie für einen Ausgleich mit den Arabern.

Es sind wenige deutsche Juden in die Politik gegangen. Die meisten meiner Schulkameraden, die auch in der Nachbarschaft – also die in Rehavia oder Talbiye – sind diejenigen, die heute die israelische Politik prägen. Dazu gehören der jetzige Staatspräsident Reuven „Rubi“ Rivlin, der Berater und die Juristen Benjamin Netanjahus Yitzhak Molcho und David Shimron, Minister wie Dan Meridor und Matan Vilnai, viele Diplomaten sowie Geheimdienstler wie Yuval Diskin und Carmi Gilon. Wir alle sind auf dieselbe Schule gegangen. Außer vielleicht an den hohen jüdischen Feiertagen hätte man niemanden von ihnen in der Synagoge angetroffen.

Die Jahre seit 1967

So können Sie sich vorstellen, dass meine Verbindungen zu diesen Leuten völlig abgebrochen sind, sie sind meines Erachtens vollkommen realitätsfern. Einmal wurde ich von einem alten Freund

auf der Straße mit den Worten begrüßt *„Ich höre, dass Du im Ausland keine schönen Sachen machst...“*

Was die Wahrnehmung der Palästinenser anging, so änderte sich natürlich die Situation völlig nach dem Sechs-Tage-Krieg 1967. Wenn man vorher die Palästinenser ignorieren konnte, so waren sie jetzt da. Hinzu kam die Euphorie im Zuge der Eroberung der Westbank.

Ich erinnere mich sehr gut, wie die Israelis die Altstadt von Jerusalem „stürmten“. Man kaufte bei arabischen Händlern ein, und der „Feind“ entpuppte sich als sehr freundlich und zuvorkommend. Es entstanden zwar keine Freundschaften, sieht man von manchen intellektuellen Kreisen ab, aber die wirtschaftlichen Beziehungen prosperierten. Dabei war natürlich immer klar, wer der Besatzer und wer der Besetzte ist. Trotzdem würde ich diese Zeit – Anfang der 1970er Jahre – als eine Ausnahmeerscheinung in den bilateralen Beziehungen bezeichnen.

Der Bruch erfolgte mit der Renaissance der Religion in der israelischen Gesellschaft. Auch wenn in Jerusalem natürlich schon immer orthodoxe Juden lebten wie zum Beispiel die „Neturei Karta“ (Aramäisch die „Wächter der Stadt“) in „Mea Shearim“ (dem Bezirk der „Hundert Tore“), so betrachteten wir sie als Fremde, weil sie mit dem säkularen Staat, wie wir ihn gewohnt waren, nichts zu tun haben wollten. Man lebte nicht in denselben Wohnvierteln, man lud sich nicht gegenseitig ein, so dass keine Freundschaften entstanden. Die Kinder besuchten nicht dieselben Schulen, und man sprach noch nicht einmal dieselbe Sprache – wir Hebräisch und sie Jiddisch.

Mittlerweile wohnen die Frommen auch in den einstigen „Hochburgen“ der säkularen Juden – wie eben in Rahavia und Talbiye. Die Männer in ihren schwarzen Anzügen und Hüten sowie die Frauen mit ihren Perücken und langen Kleidern sprechen heute

Hebräisch oder Englisch miteinander (da ein großer Teil aus den USA eingewandert ist), und sogar die nicht-ultraorthodoxen Männer tragen heute eine Kopfbedeckung, die „Kippa“.

Auch in das Haus meiner Eltern sind religiöse Familien eingezogen, darunter Menschen aus Großbritannien und den USA, die ihre Staatsbürgerschaft nicht aufgegeben haben. Formal gesehen, sind sie also Ausländer, aber sie fühlen sich wie selbstverständlich hier zu Hause. Dass diese Selbstsicherheit von den arabischen Bewohnern mit einer gewissen Bitterkeit gesehen wird, lässt sich leicht denken. Denn ihr Leben im Ostteil der Stadt sowie in den Städten und Dörfern der Westbank ist durch die jüdischen Siedlungen schier unerträglich geworden.

Die Renaissance des Religiösen

Nach 1967 kam der Wunsch auf, die heiligen Stätten, die in der Bibel erwähnt sind und bis dahin ein unerreichbares Ziel waren, nicht nur zu besuchen, sondern auch in Besitz zu nehmen. Und diese liegen eben vorwiegend in Ost-Jerusalem und in der Westbank. Die Siedler wurden zum Handlanger der Politik. Unter den Augen der „Weltgemeinschaft“ wurde immer mehr palästinensischer Boden konfisziert und den Siedlern übergeben. Auch versuchte der Staat durch preisgünstige Darlehen, Israelis dazu zu bewegen, in die Westbank zu ziehen. Wieder zeigte sich, dass die Mehrheit der Israelis gegenüber der Enteignungspraxis gleichgültig blieb. Mein Fazit: Die Macht hat die Israelis für das Schicksal der Palästinenser blind gemacht.

Dass die Drangsalierung, die Demütigungen und die Schikanen nicht ohne Konsequenzen blieben, ist bekannt. Denn die Palästinenser griffen zur Gewalt, weil sie gegenüber den mächtigen Israelis keinen anderen Weg sahen, um sich zu wehren. Dennoch haben die

meisten Israelis die Selbstmordattentate nicht als Resultat ihrer Politik gesehen (wobei auch die jüdischen Untergrundorganisationen „Etzel“ und „Lechi“ in der britischen Mandatszeit zu den gleichen Methoden griffen, um die Unabhängigkeit zu erkämpfen) – als ob die Palästinenser mit einem genetischen Defekt geboren seien, der sie zu Gewalt und Terror zwingt. Diese Überzeugung hat zu den bekannten „Sicherheitsmaßnahmen“ geführt: Checkpoints wurden gebaut und die Trennungswauern errichtet (die Pläne dafür lagen aber schon längst in den Schubladen). Palästinenser aus der Westbank müssen den äußerst beschwerlichen Weg über die Allenby Bridge nach Amman fahren, wenn sie ins Ausland reisen wollen, und dürfen nicht den Flughafen Tel Aviv-Lod benutzen.

Mein politisches Credo

Für mich, die ich nicht religiös bin, ist es nicht nachvollziehbar, dass man wegen der spirituellen Heiligkeit der Stadt Jerusalem und „Judäas und Samarias“ dem anderen Volk die politischen Rechte vorenthält. An dieser Stelle möchte ich Shulamit Aloni zitieren, die Begründerin der Bürgerrechtsbewegung „Ratz“ und spätere Vorsitzende der linksbürgerlichen „Meretz“-Partei in einem Interview mit dem arabischen Knesset-Abgeordneten Azmi Bishara:

„Das Alte Testament ist ein wunderbares Buch, und ich persönlich bekenne mich beispielsweise zum Halleluja, das ich sehr liebe. Ich habe nur ein Problem damit: Wenn ich über das griechische Ethos spreche, sagt mir niemand, dass ich danach an Zeus glauben muss, und wenn ich über das Erbarmen im Christentum rede, sagt niemand, dass ich verpflichtet sei, daran zu glauben, dass Jesus der Sohn Gottes ist.“

Ich verbringe jedes Jahr zwei Monate in Israel und Palästina. Obwohl ich in West-Jerusalem aufgewachsen bin, wohne ich im Osten der

Stadt. Ich bin immer wieder erstaunt, wie wenig die jüdischen Israelis „ihre“ vereinigte Stadt kennen. Man geht zwar zum Einkauf in die Altstadt, oder man besucht ein arabisches Restaurant. Aber nach 34 Jahren des „vereinigten Jerusalem“ wissen die Israelis nichts über ihre Nachbarn von nebenan.

Nur in der Straßenbahn konnte man orthodoxe Juden und Palästinenser treffen. Seit dem Sommer benutzen fast nur Juden die „Leichte Bahn“ – so der hebräische Ausdruck – in Ost-Jerusalem, während sie für Palästinenser ein Symbol der Besatzung ist, an der sie ihre Wut auslassen. Es sind die Orthodoxen, die sich in Ost-Jerusalem bewegen, als ob auch dieser Teil ihnen gehöre. Das ist besonders auffällig während der jüdischen Feiertage, wenn die Altstadt für die Palästinenser gesperrt ist und die Orthodoxen demonstrativ zur „Klagemauer“ ziehen.

Jerusalem – die geteilte Stadt

Jerusalem, eine Stadt von fast 1 Million Einwohnern, ist heute geteilter denn je. In Ost-Jerusalem leben ca. 78% der Palästinenser unter der Armutsgrenze, bei den Kindern sind es sogar fast 84%. Nur 9% des kommunalen Budgets gehen an eine Bevölkerung von 38%, was sich natürlich auf die Infrastruktur auswirkt. Von den mehr als 600.000 jüdischen Israelis in Jerusalem lebt ein Drittel im Osten der Stadt. Auf 10 Palästinenser kommen also 7 jüdische Siedler. 11 neue jüdische Viertel wurden errichtet, und 28 palästinensische Dörfer sind annektiert worden.

Besonders betroffen sind die Bewohner von Sheikh Jarrach – einem besonders schönen Teil ganz in der Nähe des „American Colony“-Hotels. Dort werden die Palästinenser aus ihren Häusern vertrieben, um Platz für Siedler zu schaffen mit der Begründung, dass dort in den 1920er Jahren Juden gelebt haben. Jede Woche finden zwar

Demonstrationen von Israelis und Palästinensern statt, die aber bisher wenig erfolgreich geblieben sind. Die Palästinenser werden für ihre Grundstücke in West-Jerusalem, zum Beispiel in Talbiye, Baka'a oder Katamon natürlich nicht entschädigt.

In Silwan, der angeblichen Stadt Davids, werden immer wieder Häuser zerstört oder von Siedlern durch Strohleute erworben. Ende September 2014 sind zusätzlich zu den 100 Familien weitere 100 Siedler in 25 neue Wohnungen eingezogen, und am 20. Oktober sind noch einmal neun Familien in zwei leerstehende Häuser eingedrungen. Es ist der Versuch, einen palästinensischen Ort zu judaisieren. Die Übernahmen in Silwan wurden von Politikern wie von Wirtschaftsminister Naftali Bennett groß gefeiert.

Auch die Bebauung in Givat Hamatos im Süden der Stadt zielt darauf ab, das benachbarte Beit Zafafa von den restlichen palästinensischen Vierteln zu trennen. Zusammen mit Gilo und Har Homa – dort und in Ramat Shlomo sollen jetzt 1040 Wohnungen gebaut werden – bedeutet dies, dass es von Bethlehem keinen Zugang mehr nach Ost-Jerusalem geben wird. Mehrere Politiker befürchten, dass durch diese Bebauungen und die Provokationen auf dem Tempelberg, wenn es Juden gestattet, dort zu beten, eine dritte „Intifada“ ausbrechen wird. Wir erinnern uns an das Massaker an der chassidischen Gemeinde in Hebron 1929 und an Sharons Besuch auf dem Tempelberg Ende September 2000, der die zweite „Intifada“ auslöste.

Die religiöse Symbolik des Tempelbergs und des Noblen Heiligtums

Die Vorgänge auf dem Tempelberg zeigen, dass es sich nicht mehr um einen territorialen, sondern um einen Religionskrieg zu handeln droht. Nach der jüdischen Tradition ist es den Juden nicht gestattet, auf dem Tempelberg zu beten, da es der Ort ist, an dem die

Bundeslade aufbewahrt wurde. Das als Allerheiligste benannte Areal darf nur einmal jährlich durch den Hohenpriester betreten werden.

Die israelischen Politiker wussten schon immer um die Gefahr des politischen Messianismus, die von diesem Ort ausgeht. Moshe Dayan, der den Satz geprägt hat: „*Wozu brauche ich diesen Vatikan?*“, übergab deshalb nach dem Sechs-Tage-Krieg die Kontrolle über den „Haram al Sharif“, das Noble Heiligtum mit der Al-Aqsa-Moschee und dem Felsendom, an den „Waqf“, die religiöse islamische Stiftung. Inzwischen haben bei einer Umfrage im Mai 2014 nicht weniger 75,4% der Befragten – orthodoxe und nationalistische Juden – den jüdischen Zutritt zum Tempelberg befürwortet, auch wenn Politiker und einige Rabbiner davor gewarnt haben, dass damit der Untergang Israels eingeleitet werden könnte, weil die islamische Welt nicht ruhig bleibe werde.

Die Palästinenser beteiligen sich nicht an den Kommunalwahlen. Durch ihre Politik wollen die Israelis dafür sorgen, dass die Stadt nie wieder geteilt werden kann. Die Clinton-Parameter vom Dezember 2000, wonach die Gebiete, die mehrheitlich jüdisch seien, Israel, und die mehrheitlich palästinensisch seien, Palästina zugeschrieben würden, können längst nicht mehr umgesetzt werden. Die Siedler kontrollieren wichtige Plätze, und bis heute wurden 30% des Bodens um die Altstadt herum konfisziert. Es steckt ein Plan dahinter – einen bebauten Kreis um die Altstadt zu bilden: Alle Zugänge zu der Altstadt sollen in den Händen der Siedler und der israelischen Behörden bleiben.

Durch gesonderte Aufenthaltsgesetze wird das Leben der Palästinenser in Jerusalem immer schwieriger. Dazu einige Absurditäten: Palästinenser in der Westbank, die nach Jerusalem einreisen, um mit ihrem Partner zusammenzuleben, gelten als „Sicherheitsrisiko“, während jüdische Staatsbürger, die mit ihrem palästinensischen Partner in der Westbank zusammenleben

möchten, dort illegal wohnen, da ihnen die Einreise in die Westbank untersagt ist. Dies gilt nicht für palästinensische Israelis, allerdings wird ihnen die Wiedereinreise nach Israel verwehrt. Arabische Kinder, die in der Westbank angemeldet sind, können nicht nach Jerusalem umziehen.

Dieses Paradox beruht darauf, dass die israelische Politik den Bevölkerungszuwachs der Palästinenser in der Stadt verhindert will, um deren vermeintlich jüdischen Charakter zu bewahren. Alle Menschen, die bei der Volkszählung in den Gebieten, die zu Jerusalem gehören, nicht anwesend sind, verlieren ihre Aufenthaltsgenehmigung. Die Palästinenser haben den Status von „permanent residents“, sie werden also wie Ausländer behandelt, die in Israel leben, obwohl sie in Jerusalem geboren sind. Zwischen 1967 und 2013 haben 14.309 Palästinenser diesen Status verloren.

Während die Mehrheit der Israelis politisch im Dunkeln tappt und nicht wissen will, wohin ihr Staat steuert, sitzen die Siedler und die Nationalisten fest im Sattel: Sie haben die staatlichen Einrichtungen erfolgreich unterwandert. Während sie ihre Agenda mit Unterstützung der Bürokratie, der Knesset und des Militärs durchdrücken, dienen ihnen die säkularen Israelis als „Esel des Messias“ – eine talmudische Parabel, wonach nichtreligiöse Juden durch ihre Tatenlosigkeit oder ihre Apathie den religiösen Extremisten zum Sieg verhelfen.

Jerusalem und Tel Aviv: zwei Welten

Die Mehrheit der Israelis weiß nicht oder will es nicht wissen, was in ihrem Namen geschieht. Die „Trennungsmauern“ sorgen dafür, dass sie nicht sehen, was hinter ihnen passiert. Die israelischen Behörden verweigern ihren Staatsbürgern die Einreise in die palästinensisch bewohnten Gebiete (also außerhalb der Siedlungen, die über

gesonderte Straßen erreichbar sind), damit keine Zweifel aufkommen, ob das Handeln der Soldaten, der Siedler und der nationalistischen Extremisten tatsächlich etwas mit „Sicherheit“ zu tun hat. Durch das Verbot werden Kontakte zur anderen Seite verhindert.

Wenn ich für einige Tage zu meiner Tochter nach Tel Aviv fahre, habe ich den Eindruck, auf einen anderen Planeten zu sein. Obwohl die Entfernung zwischen Jerusalem und Tel Aviv nur 58 Kilometer beträgt, liegen Welten zwischen beiden Städten. Auch dort trifft man zwar auf immer mehr orthodoxe Juden, aber noch überwiegt die säkulare Gesellschaft. Der Konflikt scheint hier weit weg zu sein, wobei der letzte Krieg in Gaza aufgrund des Raketenbeschusses auch Tel Aviv eingeholt hat.

Linke Israelis werden regelrecht angegriffen und bekämpft. So sahen sie sich während des Gaza-Krieges mit massiven Hassausbrüchen, Beschimpfungen und mit Parolen wie „*Tod den Linken*“ konfrontiert. Bei einer Antikriegsdemonstration wurde meine Tochter schwer zusammengeschlagen. Als sie der Polizei die Attacke meldete, antwortete man ihr, dann solle sie nicht zu solchen Demonstrationen gehen... Viele junge Israelis ziehen nach Berlin.

Palästinensische Gegenstrategien

Im Laufe meiner Gespräche höre ich von Palästinensern immer wieder das Wort „Sumud“ – standhaft bleiben, durchhalten. Trotz der Okkupation mit ihren Spuren im täglichen Leben erscheint die palästinensische Gesellschaft nach außen hin stark und den Israelis moralisch weit überlegen. Auch merkt sie, dass die Sympathien in der westlichen Öffentlichkeit ihnen gehören. Und vielleicht ist es die Überzeugung, dass sie nach den Kreuzrittern, den Osmanen und den Briten eines Tages auch die Israelis loswerden. Ein trauriger

Gedanke, der mittlerweile von vielen Israelis geteilt wird: „*Uns wird es bald nicht mehr geben.*“ Liegt dies im Interesse Europas?

Jerusalem spielt *die* zentrale Rolle im Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Ohne eine Lösung hier wird es keinen Frieden geben. Die Palästinenser werden auf Ost Jerusalem nie verzichten. Die Zwei-Staaten-Lösung, von der die internationale Diplomatie immer noch redet mit Ost-Jerusalem als Hauptstadt des Staates Palästina, hat sich erledigt. Die „Ein Staat“-Lösung, die von vielen auch in Europa favorisiert wird, kann ich mir angesichts des Hasses und Misstrauen auf beiden Seiten auch nicht vorstellen. Es gibt Israelis, die bereit wären, in einem Staat Palästina als Minderheit zu leben, aber auch dies ist eine Zukunftsvision.

Wenn es überhaupt noch eine „Lösung“ geben sollte, dann müsste sie von außen angestoßen werden, aber hier kann ich keine Bereitschaft bei unseren Politikern erkennen (die letzte U-Boot-Lieferung ist ein schlechtes Beispiel). Nur wenn die Palästinenser die gleichen Rechte erhalten, wird es zu einem friedlichen Ausgleich zwischen beiden Völkern kommen, und damit wird auch Israel vor seinem Niedergang bewahrt.

So verwunderlich es sich anhören mag: Israelis und Palästinenser sind natürliche Verbündete. Deshalb ist es auch für uns in Europa vorrangig, die Friedenskräfte auf beiden Seiten in ihren Bemühungen zu ermutigen und zu unterstützen, einen Ausgleich zwischen beiden Völkern auf gesellschaftlicher und politischer Augenhöhe zu erreichen.
